

Paul Flora – Vom dicken Strich zum dünnen Strich

Zur Ausstellung im Montafoner Heimatmuseum sowie in der
MAP Kellergalerie, 29. Juni 2017¹

Schwer ist es, über Paul Floras Werk Neues zu berichten. Hinlänglich hat man aus den verschiedensten Positionen, aus kunstwissenschaftlicher, literarischer und nicht zuletzt freundschaftlich- emotionaler Sicht versucht, die verwunschene, skurrile Welt der erfundenen und doch aus dem Leben gegriffenen Zustände auf den Blättern dieses Zeichners zu ergründen.

Um mich auf die mit Freuden aber auch einer gehörigen Portion Ehrfurcht angenommenen Aufgabe für diesen Abend vorzubereiten, begann ich so schöne wie kluge Beiträge wie z.B. von Magdalena Hörmann oder Karl Markus Gauss zu lesen. Neben der Ehre, an die Seite dieser bewunderten Personen gestellt zu werden, rutschte mir vor allem erstmal das Herz in die Hose. (Die Komik könnte aus einem Blatt von Paul Flora stammen). Dann rückte ich es wieder zurecht und versuchte mein Bestes, natürlich aus persönlicher Sicht.

Ich kenne Paul Flora seitdem ich mich für Kunst interessiere, also seit ca. 60 Jahren. Als einem in Innsbruck Geborenen, war es mir unmöglich, ihn nicht zu entdecken, das heißt, eigentlich entdeckte man ihn nicht, schon eher wurde man mit seiner Kunst konfrontiert; täglich in Zeitungen, immer wieder in Ausstellungen. Zum ersten Mal 1946 also unmittelbar nach dem Kriegsende und 1952 in Innsbruck. Paul Flora und seine filigrane Gefolgschaft waren plötzlich einfach da. Vielleicht schwebte er ja mit seiner Kunst als Heiliger - ein freundlicher Luzifer oder Engel wie in einem Barockfresko - aus den Wolken der hoch über der Stadt gelegenen Hungerburg in diese ein und landete im kunstsinnigen und -suchenden Bewusstsein der Talmenschen. Sein Freund und Kollege Luis Murschetz, Floras Nachfolger ab 1971 als Karikaturist bei der „ZEIT“, stellte ihn in seiner wolkenumwallten Burg sitzend dar, bewehrt mit diversen Federhaltern, Bleistiften und sonstigen Zeichenutensilien.

Die kleine Zeichnung passt genau in meine Vorstellung, denn schon früh war die Hungerburg für mich ein geheimnisvoller Ort. Als Kind hielt ich die weithin leuchtend gelbe Bastion des damaligen Hotel Maria Brunn für diese Burg, welche ich aber dann vergeblich in den ansteigenden Wäldern der Nordkette suchte. Und kaum zu glauben ist, dass ein einzelner, etwas

¹ Rede von Nino Malfatti, gehalten am 29. Juni 2017 in der Pfarrkirche St. Jodok in Schruns, anlässlich der Ausstellungseröffnung „Paul Flora – Vom dicken Strich zum dünnen Strich“ im Montafoner Heimatmuseum sowie in der MAP Kellergalerie.

baufälliger Turm über einem zugewachsenen Steinbruch solch sagenumwobene Geschichten von Hunger und Verwunschenheit schaffen konnte. Vielleicht verhalf die geologische Bildung der verbackenen, auffallend grau-rosa gefleckten Höttinger Breccie mit ihren dunklen unförmigen Hohlräumen der Phantasie zu mysteriösen Geschichten. Sie kommt nur im Bereich der Hungerburg vor und so erhielt die Entstehung und Herkunft der Floraschen Welt eine brauchbare Verortung.

Persönlich kennengelernt habe ich Paul Flora erst durch meine regelmäßigen Ausstellungen bei Thomas Flora. Was aber bedeutet bei diesem so vielschichtig denkenden Menschen schon das Wort „kennen“? Die gerade beendete, wunderbar gemachte Ausstellung im Innsbrucker Landesmuseum Ferdinandeum, führte mir die Relativität dieses Wortes vor Augen. Wer von uns kennt schon alle Arbeiten und damit die zahllosen Facetten und feinen Nuancen des Empfindens, die uns Paul Flora auf so unverwechselbar klar formulierte Art zur gefälligen An- und Einsicht anbietet, freilich nicht ohne hintergründigen Humor. Dieser ist seinem Wesen eigen, und bewusst bedient er sich seiner.

Wie Sie vielleicht bemerkt haben, spreche ich vom Künstler Paul Flora im Präsens. Es wäre nämlich durchaus möglich, dass er im nächsten Augenblick zur Tür hereinkommt, weil er sich lediglich verspätet hat. Denn wenn er auch, wie man gemeinhin annimmt, seit 8 Jahren und 45 Tagen nicht mehr unter uns ist, ist er hier in dieser Ausstellung zu seinem 95. Geburtstag doch besonders deutlich lebendig.

Er hat das Glück des Unsterblichen, in den zahlreichen großen Flora-Sammlungen verweilen zu dürfen, wo er sich nach Lust und Tagesform mal in dieser oder jener Arbeit präsentieren kann. Der aufmerksam Interessierte hat seinerseits das Glück, hinter der Arbeit des Künstlers auch den Menschen zu erahnen. Sicher, ein einzelnes Werk kann Einsichten eröffnen, aber um wie viel mehr erfährt man vom Denken und Fühlen des Zeichners aus einer vielblättrigen Serie, z.B. über das geliebte Thema Venedig, oder wie in den Kapiteln einer Erzählung, wo sich verschiedene seiner Gedanken über die fast ein wenig pathologisch anmutenden Ereignisse auf Dächern und Terrassen unwirklicher Wolkenkratzerlandschaften auffächern. Wie viel Verwurzelung – oder auch Bodenständigkeit, verträgt ein Tiroler – Paul Flora selbst ist Tiroler – um nicht zu verholzen und stocksteif zu werden.

Im Floraschen Universum geistert es heimlich und unheimlich. Die militärische Disziplin rasselt martialisch, der Tiroler tritt als Konzentrat seiner selbst auf, die Raben kauern und lauern manchmal teuflisch und

tiefschwarz im Finsternen, aber nicht so schwarz, wie ihr gezeichneter Humor. Und doch wohnt selbst so kalten Gebilden wie Palästen, Hochhäusern oder Villen eine humanistische Wärme inne. Noch die unterschiedlichsten Gegenstände, Figuren, Mentalitäten und Charaktere leben, trotz ihrer halsstarrigen Eigenbehauptung, friedlich kämpfend nebeneinander.

Die hohe Kunst der gezeichneten Ambivalenz scheint es zu sein, die diesem Themenreigen das aufregende Nebeneinander ermöglicht. Wie bei keinem anderen seiner Zunft, bleibt der einzigartig perfekt gesetzte Strich, auch in seiner vielförmigen Addition, als abstrakte Formel deutlich sichtbar. Es ist geradezu greifbar, mit welcher Gestaltungsfreude geometrische Elemente in die Erzählung des Themas eingefügt werden, ohne sich diesem unterzuordnen, oder es zu reiner Formalspielerei zu degradieren. Es würde hier zu weit führen, im Detail darauf einzugehen. Aber sicher ist es dieses, in gewisser Weise auch philosophische Phänomen, das die Faszination ausmacht. Ich jedenfalls darf von mir behaupten, dass es mich schon immer zum Nachdenken angeregt und für meine Arbeit inspiriert hat.

Meine Begegnungen mit den Werken Paul Floras sind permanent, zumal in Tirol. Die Begegnungen mit Paul Flora in Person dagegen waren eher selten. Zu verschieden und entfernt voneinander waren unsere Lebensräume und, neben einem großen Altersunterschied, wohl auch die Weise, wie man die Tage so verbrachte. Allerdings gab es ein Gemeinsames, just dieses aber war in unserem Falle das Trennende, nämlich die stundenlange einsame Arbeit im Atelier. An zwei gesunden Händen kann man die Zahl der Treffen aufzählen, die sich meist in Innsbruck, Salzburg oder im Ötztal ergaben. Aus Anlässen wie Ausstellungseröffnungen, Geburtstage oder einfach Besuche, bei denen man sich an der Welt und ihren Bewohnern, soweit sie zu verstehen sind, anekdotenhaft ironisch erfreute.

Erlauben Sie mir jedoch, von einem, wie ich glaube, im Sinne des Wortes, merk-würdigen Ereignis zu berichten.

Umringt von hohen und höchsten Dolomitenbergen, an denen die Front von 1914 bis 18, verlief, gibt es auf fast 2200 Metern Seehöhe, über Cortina d'Ampezzo eine Verteidigungsanlage aus diesem Krieg, die abwechselnd der einen oder der anderen Seite zum Sieg verhelfen sollte. Über eine steile, für den Transport von schwerem Kriegsgerät geeignete Straße erreicht man das Fort. Nach dem großen Schlachten, 1918, verblasste das Interesse an ihm, Jahrzehnte des Vergessens gingen über es hinweg. Der umtriebige Erfinder von 6 Museen, der Bergesucher -finder und -macher Reinhold Messner, entdeckte es und richtete in ihm sein damals drittes Museum und das vielleicht romantischste Ausstellungsgebäude Europas ein. Am 9. August

2003 lud er alle Künstler, die in seiner Sammlung vertreten sind, in das gerade gegründete „Museum in den Wolken“, dem „Museo nelle nuvole“ zu einem Fest ein. Und irgendwie war mir, als wären die Urväter der Alpinmalerei, Joseph Anton Koch, Thomas Ender oder Edward Theodor Compton wie selbstverständlich unter uns. Das Künstlerglück war uns hold, dieser Tag war gänzlich ohne Wolken und nach einem lodernen, Träume weckenden Abendrot tauchten wir speisend, trinkend und unter Sternen tanzend in eine warme blitzblanke Bergsommervollmondnacht.

Lustig wirbelten der Abend und seine Gäste durch die Stunden. Paul, dem ich auf dem Weg ins Freie begegnete, beschrieb lächelnd das Treiben und sagte: „Da draußen hupfen's wie die Heuschrecken, schön!“

Dieser wunderbar schwungvolle Ausruf versetzte mich ganz unvermittelt in ein Werk von Paul Flora. Wie seine Lieblingsfigur Alice durch einen Schacht in einem Hasenbau in ihr Wunderland fällt und dort unbegreifliche Dinge erlebt, kam ich nicht ins Freie, sondern durch eine bisher nicht bemerkte offene Türe in sein Atelier, wo ich Paul bei der Entstehung dieser Arbeit beobachten konnte. Unbedingt möchte ich Ihnen heute Abend diese historischen Stunden beschreiben:

In einem weitläufigen Panorama hell und leicht hingezeichneter Bergsilhouetten, liegt auf dem Gipfelplateau eines freistehenden Berges eine festungsartige, trutzig wehrhaft wirkende Architektur aus Kalksteinquadern hoch über dem düsteren Dunkel der Niederungen. Zu ihr führt vom unteren Blattrand in steilem unregelmäßigen Zickzack mit sicherer Federführung, wie man es aus der Hand des Zeichners kennt, eine steinige Straße, die sich scheinbar den geologisch-topografischen Hindernissen anpasst. Wie von einer späten Nachmittagssonne ausgeleuchtet, sind hie und da plastische Kanten und Risse von Felsen zu sehen, an denen die Linie des Weges vorbeiführt. Sie mündet oben in einen länglichen Platz, der U-förmig von schweren Mauern eingefasst, bis an den Rand der steil abfallenden Flanken reicht. Mit wenigen Strichen angedeutet, bildet er den zentralen Raum für das Geschehen.

In zunehmender Menge setzt der Künstler Figuren auf die weiße Fläche. Mit der Feder krakelig oder fließend rund füllig, wie seine Tiroler oder Sphingen, versammeln sich dort oben die unterschiedlichsten Charaktere. Gedrängt zusammen stehend, wie bei einer Karnevalsveranstaltung in Venedig, oder vereinzelt, in beschaulicher Einsamkeit, stehen die Gäste dieser pittoresken Veranstaltung wohl komponiert und durch farbige Akzente in einen beschwingten Rhythmus versetzt, in diesem Meisterwerk.

Mit bewundernder Spannung folge ich den sichtbar werdenden Ideen. Selbst Maler und Zeichner, kenne ich den inneren Prozess bei der Ausführung eines Werkes. Wie weit kann ich malend oder zeichnend gehen, wann ist es genug für das Blatt oder die Leinwand? Wann ist der Augenblick erreicht, in dem das vorliegende Blatt nichts mehr zulässt, weil Idee und Ausführung deckungsgleich und damit abgeschlossen sind?

Ich dachte, auch bei Paul Flora wäre das nachzuvollziehen. Doch je länger er an der Arbeit ist, desto schwindelerregender geraten die Schraffuren. Lage um Lage, als würde sich die Nacht über die Welt senken, verdichtet die aus der Feder fließende Tusche in feinen, kreuz und quer geführten Strichen, senkrechte Steinwände und ihre schroffen Grate zu einem samtigen Schwarz, in dem das gezeichnete Gitter kaum mehr von den geologischen Besonderheiten der Gesteine auseinander zu halten ist.

Auch die noch vor Stunden, also sozusagen am Tage, nur linear angedeutete, bedrohliche Massivität der Festung verschmilzt zu einer versöhnlichen dunklen grafischen Fläche. Gleichwohl behält sie durch die brillante Könnerschaft des Künstlers ihre militärische Strenge. Deutlich erkenne ich die Quadrierung der alten Mauern und ihre dialektische Spannung zur amorphen Bergmasse. Weiße, ausgesparte, in eine leichte Perspektive verschobene Rechtecke sind hell erleuchtete Fenster. Aus ihnen fällt gelbliches, warmes Licht auf das nachtbunte Treiben der augenscheinlich gut gelaunten Gesellschaft. Aus Tellern und Gläsern meine ich den Duft des Weines und der Speisen zu erfahren und gleichzeitig sind die winkligen Flächen der Bänke und Tische rein grafische Kompositionselemente im ausgesparten Weiß der Blattmitte. Auf einer ein wenig abseits liegenden Tanzfläche, wie auf einem angefügten Nebenschauplatz in einer Penthousezeichnung, sind ausgelassen tanzende Paare, eben wie hüpfende Heuschrecken, zu sehen, und ein weiteres Mal bewundere ich, wie Paul es schafft, das verteilte Geschehen in der kompositorischen Einheit zu behalten.

Und mit großer Philanthropie beginnt er über all dieses Geschehen, das einer erheiternden menschlichen Unzulänglichkeit gewidmet ist, wie in den meisten seiner Arbeiten, einen Himmel zu schraffieren. Was wie sonnige, etwas fahrig Wolken aussieht, wird mit der Zeit zu einem schweren Gewitterhimmel, doch schon bald kann ich sehen, wie sehr er es liebt, sternensflimmernde wolkenlose Himmel zu schaffen. Zwar kann er auf das punktuelle Netz der Sterne oft verzichten, nicht aber auf die runde Scheibe eines Mondes, der in seinen Blättern neben einer wichtigen geometrischen Präsenz einen fast personifizierten, literarisch - melancholischen Charakter innehat. Nicht weiblich, wie in der klassischen Mythologie, aber auch nicht, nach unserem Verständnis männlich, sondern als Sehnsuchtsziel für alle,

die in der notwendigen Stimmung sind. So kann Paul auch nicht umhin, am Rande der Fröhlichkeit und des Abgrundes eine einsame weibliche Figur in das fahle Gegenlicht der Vollmondnacht zu stellen. Diskret und doch ein bisschen deutlich erahnt der Betrachter die Gedanken der Dame.

Das vorgestellte Blatt ist eine Kostbarkeit und ein Meisterwerk des dünnen Striches. 2003 entstanden, ist es jedoch bis heute so gut wie unbekannt, wurde nie publiziert und existiert nur sozusagen „außer Katalog“. Dabei ist es eine bravouröse Quintessenz aus vielen seiner thematischen Vorlieben. Liebe Uschi, lieber Karl, um es der Nachwelt zu erhalten, schlage ich vor, es in eine eurer hier gezeigten Sammlungen einzugliedern.

Es gäbe noch unzählige Dinge in Paul Floras Repertoire, von denen zu erzählen sich lohnte, aber es ist höchste Zeit, an die ausgestellten Originale heranzutreten. Ich möchte Ihnen jedoch, sozusagen als Link, ein Gedicht mit auf den Weg geben. Vor 10 Jahren hatte ich den Einfall, es ihm zum 85. Geburtstag zu machen. Obwohl es ein persönliches Geschenk war, nehme ich mir die Freiheit – ich spüre seine Erlaubnis, es zu seinem 95. öffentlich zu wiederholen:

VERDICHTUNG

Für Paul zum 29. Juni 2007

Die Tusche ist der schwarze Saft vom Pelikan,
In Flaschen ruht er lautlos im Regal
Das Gros der Menschheit geht vorbei nach nebenan
Die abgepackte Flüssignacht ist ihm egal.

Da drüben, wo die bunten Bilder sind
Muss man nichts erfinden.
Schnell freun sich Vater, Mutter, Tochter, Kind
Und niemand muss sich Hirn noch Hand verwinden.

Ein weißer Bogen Allesmöglich liegt vor einem Herren,
Sein Einfall macht ihn dicht und dichter:
Schabend, sirrend, zirpend, ohne Zerren
Schaffen Federstriche Federvieh auf Grau; dem Augenglanz entfunkeln
Lichter.

Ungewisse Szenen kräuseln förmlich das Papier wie Flaum von
Schwarzgefieder,
Rabenscharen frieren sich auf spitzen Krallen durch das Winterblatt.
Schneegestöber legt sich weich auf Bäume nieder

Und im Süden auf Palastgesimse der geliebten Wasserstadt.

Aus geheimnisvollem Liniengitternebel drängen Kubaturen
Alter Villen aus dem schraffierten Dunkel,
Matte Fenster tanzen, sind's Lemuren oder Synkopen aus
Wagnerpartituren?
Und im Mondlicht hinter Bäumen verführt die Nichte den vergessnen
Helden, ihren Unkel.

Heimatkünkel, Liebesschwüre, Staatsgemunkel,
Masken, Musikanten, Teufel, Henker, Hochgelehrte,
Sphingen, Schützen, dralle Damen, sehr begehrte,
Oberhäupter, Dichter, Maler, Komponisten...
Kein Mensch ahnt es, doch sie alle fristen
Als brisante Mischung in den ungezählten Flaschen finstre Zeiten.
Der besagte hochbegabte jugendliche Herr weiß sie zu öffnen und so lässt
er die Befreiten
Als schöne Wolkenbilder sich verbreiten,
Der Menschheit zum Gewinn!
Er ist Florist, ist Alchimist, ein wunderbarer Aladin.

Nino Malfatti
Berlin, Jänner- Juni 2017